

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927

13.2.1927 (No. 7)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

16. Jahrg. No 7



13. Febr. 1927

Emil Kast / Johann Heinrich Pestalozzi.

Eine Anzeige der Pestalozzimonographie Delecats als Hinweis auf den 100. Todestag.

Wenn in diesen Tagen des großen Schweizers als eines entscheidenden Bildners am deutschen Menschen gedacht wird, so darf man sich keiner Täuschung hingeben, daß für Neunzehntel aller Deutschen der Name Pestalozzi nur ein Schall ist. Es gibt gewisse „Geisteshelden“, um ein nicht sehr glückliches Wort einmal zu gebrauchen, die mit jener respektvollen Gedämpftheit der Stimme genannt werden, aus der die mangelnde Bekanntheit spricht. Auch kann darüber kein Zweifel sein, daß es unter den geistigen Aufgaben der deutschen Gegenwart dringlichere gibt als die Ausrottung einer Pestalozzirenaissance. Oder sollte dem vielleicht doch anders sein? Ja und nein! Die Sorge des Pestalozzischen Lebens ist durchaus noch eine Sorge der Gegenwart; die Wege allerdings, sie zu beheben, sind wohl sehr andere. Die Literatur über das Werk des Schweizers ist gewaltig; für Nichtfachpädagogen hat sie kaum Interesse. Das Leben Pestalozzis ist ein Roman, und wer an dessen Tatsächlichkeit nicht genug hat, mag sich Erwin Guido Kolbenheyer als Interpreten anvertrauen. — Einen Gewinnposten hat uns aber der Pestalozzigenedenstag schon im voraus eingebracht, und das ist die schlechterdings meisterliche Monographie des Lizentiaten Dr. Friedrich Delecat: Johann Heinrich Pestalozzi; der Mensch, der Philosoph und der Erzieher (Quelle & Meyer, Leipzig 1926). Dieses Buch hat vielerlei Verdienste, die sich erst bei aufmerksamer Lektüre enthüllen. Es setzt die Kenntnis des wichtigsten Pestalozzischen Schrifttums voraus und bietet nicht eine Einführung. Der Mensch, der Philosoph, der Erzieher, das sind die Richtlinien, wobei der Herausstellung des Menschentums auf jeder Seite der innigste Ausdruck verliehen ist: Menschentum nicht nur gemeint im sinnlichen Ablauf des Lebensganges, sondern in der Herausgestaltung dessen, was Pestalozzi war („weite“ heist eine vielbefehdete zeitgenössische Formel, die aber gar nicht so unbrauchbar ist) und wollte. So wird jeder Leser des Delecat'schen Buches gezwungen, sich zuvor einmal mit dem wichtigsten Schrifttum Pestalozzis selbst vertraut zu machen. Der Rezensent gesteht gern, daß diese Nötigung einen Gewinn ungeahnten Ausmaßes für ihn bedeutete. Eine Aphorismensammlung wie die Abendstunde eines Einsiedlers oder der Roman Dienhard und Gertrud (der wegen seiner angeblichen Langweiligkeit so verschrien ist wie die — viel künstlerischeren — Romane und Novellen Stiflers, die erst in unseren Tagen nur zu langsam entdeckt werden, nachdem sie bislang hauptsächlich auf Konfirmationstischen ein völlig verschlehtes Dasein fristeten; denn wie sollte jüngste Jugend zu solcher Abgeklärtheit in absehbarer Entwicklungszeit einen Anschluß bekommen?) ist nicht veraltet als ein Kunstgebilde des Meißels oder Pinsels der gleichen Epoche. Und es ist nicht einzusehen, daß, wer sich etwa an einem kunstvollen Gebrauchsgegenstand, dem man seine zeitliche Bedingtheit gewiß nicht zum Vorwurf macht, erfreut, sich nicht an einem geistigen Erzeugnis sollte erwärmen können, dessen Innerlichkeit und Echtheit ihm auf den ersten drei Seiten entgegenleuchten. Es spricht durchaus nicht gegen die Genießbarkeit der Pestalozzischen Schriften — der geschmacklose Terminus sei gestattet —, daß etwa der zweite Teil des großen Erziehungsromans „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ für unsere Einstellung zu dem Problem etwas gar zu behäbig daherkommt, daß die vielen im engern Sinn methodischen Schriften veraltet sind. Dafür finden

sich in Gelegenheitsreden bei festlichen Anlässen der Pestalozzischen Unterrichtsanstalten wieder Parteien, die heute so unvergilt sind wie ehemals. Und nicht zuletzt darin liegt ein Verdienst der Delecat'schen Monographie, daß sie dem, der sich eine eigene Anschauung der Pestalozzischen Gedanken- und Wirkenswelt zugeeignet hat, nun ihrerseits eine Deutung vermittelt dessen, was alles Pestalozzi in der deutschen Geistesgeschichte darstellt. Daß sich dabei ergibt, wie viele Probleme gerade der Volksbildung heute nicht weniger ungelöst sind als um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, das spricht gewiß nicht gegen Pestalozzi.

Delecat gibt in einer kurzen Einleitung die Ausgangspunkte und Triebkräfte seines Buches kund, um sich dann in einem ersten Kapitel der Vorbereitung des Gegenstandes zuzuwenden. Es wird zunächst der geistige Hintergrund gemalt, auf dem sich Pestalozzi abhebt, mit dem er aber auch auf das engste verknüpft ist: Luther's und Rousseau's Naturauffassung, die religiösen und ideellen Triebkräfte des 17. und 18. Jahrhunderts mit besonderer Berücksichtigung der ethischen Probleme und der Zusammenhang von Spinoza, Shaftesbury, Rousseau und Pestalozzi. Das zweite Kapitel zeichnet mit vereinfachenden, aber darum auch erhellenden Strichen die Persönlichkeit im leiblichen Sinn, wobei die modernen psychologischen Hilfsmittel (wohl unter Eduard Sprangers Einwirkung) ebenso genutzt, wie die außergewöhnlichen Faktoren der Visionen, Träume und Wunder berücksichtigt werden. Keineswegs kritiklos, aber mit jener veritablen Einfühlensfähigkeit, ohne die wahre Forschung nicht möglich ist (was man im Zeitalter der immer geforderten, aber schlechterdings unmöglichen Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft immer wieder betonen sollte) geht Delecat den schwierigen Dingen des Pestalozzischen Charakters nach, ohne sich mit der so einfachen, als ergebnislosen Erklärung: pathologische Veranlagung, zu begnügen. Das dritte Kapitel ist das umfangreichste: „Die Menschheit und der einzelne Mensch“. Ausgehend vom kulturphilosophischen Problem Pestalozzis wird an Hand seiner Schriften das ganze Gebäude seiner Meinungen und Lehren aufgeführt, unter begründeter Ausscheidung zweier Komplexe, die dem vierten und fünften Kapitel zugewiesen werden: der Religiosität und der technischen Seite seines Erziehungs- und Lehrertums, der Methode im engen Wortsinne.

Pestalozzi ist kein Systematiker, wenn schon seinem Schrifttum eine Kulturphilosophie permanent ist; aber die Gedankengänge sind von einer unglaublichen Beharrlichkeit bei diesem, wie Delecat sagt, „vielleicht unphilosophischen aller Philosophen“. Wertet das ganze meiner Lebensbestrebungen nicht als einen Gegenstand weg, der, schon abgehan, keiner weiteren Prüfung bedürfe. Er ist wahrlich noch nicht abgehan, und bedarf einer ernsten Prüfung ganz sicher, und zwar nicht um meiner und meiner Bitte willen. Pestalozzi erlebt an sich selbst eine kreisförmig verlaufende Entwicklung von rousseauisch-vestimistischem Kulturkritizismus über eine Einsicht in gesetzmäßige psychologische Zusammenhänge zu einem etwas hilflosen und Auswege suchenden Anerkennen der undurchdringlich verwirrten Tatsächlichkeiten: gut und böse. Das Gute ist ein Postulat und kann nur durch Liebesgesinnung verwirklicht (aber eben dort verwirklicht) werden.

Die „Abendstunde“ enthält feinhast vieles vom späteren Pestalozzi. Alle Bildung strebt vom Unbewußten zum Bewußten, und dies ohne Sprung. Es gilt, die Individualbestimmung durch Erziehung zu verwirklichen, d. h. jedem Einzelindividuum sein schicksalhaftes Sein begreiflich zu machen. Als Erzieher zur Armut, wie er es beispielsweise verlangt, ist Pestalozzi nach Delecats scharfer Formulierung weder Franziskaner, noch Klassenbewußter Proletarier, sondern lediglich genügsamer bürgerlicher Philanthrop seiner Zeit, gleichwohl ein bis ins Revolutionäre scharfer Kritiker der Gesellschaft. In den ersten beiden Teilen von Renhard und Gertrud erweist sich Pestalozzi vielmehr als Realist, Impressionist, Pleinairist, als der Konstrukteur Rousseau. Er sieht die Schwierigkeiten der Problematik des Bösen, als er in seinem Erziehungsroman und in der Praxis an konkrete Dinge kommt (inwieweit kann staatliche Gewalt Sittlichkeit sicherstellen oder doch befördern helfen?). Sein ursprünglicher Optimismus wandelt sich in zurückhaltende Bescheidenheit. In dem Kommentar zu dem großen Roman in „Christoph und Else“ kommt Pestalozzi zu der Erkenntnis, daß allzuviel Dialektik und Raisonnement lähme.

Pestalozzi ist ganz sentimentaler, zerspaltener Menschentypus seiner Zeit, darin Rousseaus — und wohl auch noch in vielem dem zwanzigsten Jahrhundert — nahe verwandt. Interessant ist seine politische Einstellung. Er haßt den absoluten Staat, er ist gegen die Fehler der großen Revolution seiner Zeit nicht blind, aber es gibt nach seiner Auffassung ein Recht zur Revolution, wenn außer materiellen Absichten auch ideale Ziele durch sie verwirklicht werden. Er ist aus Geblüt und Ueberzeugung altschweizerischer Republikaner; er haßt die Macht, aber er beugt sich ihr, weil er glaubt, anders sei die Wirklichkeit nicht zu meistern. Sittlichkeit ist ihm nur mit Schuld möglich, der paradiesische Zustand hebt alle Kulturmöglichkeit auf. Wenn der Gang der Geschichte vom Tierischen über das Gesellschaftliche zum Sittlichen geht, dann ist die Frage: Wo und wie verwirklicht sich das Reich Gottes?

Ein ursprünglicher Glaube an Gott eignet Pestalozzi. Es bedarf für ihn keiner Beweise. Er erkennt die Unzulänglichkeit des Pietismus, wie des theoretischen und praktischen Atheismus. Er leidet an der religiösen Zerrissenheit seiner Zeit. Vor allem ist ihm das Sonntagliche und noch häufigere theoretische Reden der

Geistlichen seiner Zeit verhaßt (auf das er mit derbsten alemannischen Worten immer wieder zu sprechen kommt), als unfruchtbar Dogmatik und imperativischen Gesinnungsappell statt religiösen Helfens im Hinblick auf tatsächliche, wenn auch schwierige und unerquickliche Begebenheiten. Im Staat sieht Pestalozzi etwas Antichristliches, und deshalb will er nicht, daß dieser allzustark auf Bildungs- und Erziehungsarbeit einwirkt, und verlangt, daß Volksbildungs- und Religionsunterricht (also mit Rücksicht gerade auf diesen) getrennt durchgeführt werden. Delecat lehnt Paul Ratorps Formulierung, als verlange Pestalozzi einen religionslosen Unterricht, als unrichtig ab.

In dem abschließenden Kapitel „Der Sinn der Methode“ stellt Delecat dar, was Pestalozzi unter diesem Begriff der Methode verstand. Sie soll zeigen, auf welche Weise ein Geist alle Unterrichtsgebiete durchdringen kann. Pestalozzi weiß nur zu gut, daß es eine Methode schlechterdings nicht gibt. Auch handelt es sich bei ihm vielmehr um eine religiös geprägte Weltanschauung, als um unveränderliche didaktische Ratschläge. Delecat zeigt, welches die Quellen Pestalozzis sind (Herder!), wie er selbst um diese Probleme ringt, und wie er dann praktisch zu einer Stufenfolge der Entwicklung kommt der Art: Wollen — Kennen — Können, wo gleicherweise Weg und Ziel gewiesen ist. Weil er es sich selbst hat unsäglich sauer werden lassen, und weil er nur zu gut wußte, daß niemals ein von außen übernommener, sondern nur ein selbst erringener, an Mühsal reichen Weg zum fruchtbaren Erfolg führen kann, war er gerade in diesen Dingen zurückhaltend. Sein Ideal ist eine Kalofagathie, eine Seelen- und Leibesharmonie des Menschen, die geradezu griechisch anmutet, hätte nur Pestalozzi überhaupt humanistisches Wissen besessen.

Friedrich Delecats Buch wird jedem, der seinen Gegenstand kennen gelernt und es selbst durchgearbeitet hat, die Notwendigkeit seines Vorhandenseins durch sich selbst bewiesen. Wenn die kulturellen Fragen und die Gegenstände der Geistesgeschichte am Herzen liegen, der fühlt sich durch eine so feinsinnige Arbeit außerordentlich gefördert. Pestalozzis Gedanktag konnte uns kein würdigeres Erträgnis bringen; denn aus dem Gedanken erhebt sich die unabwiesbare Forderung künftiger Leistung.

R. F. Wernet / Pestalozzi und die Volksschule.

Für alle, die an der Meerstraße des Lebens arbeiten und bei ihrem Tun nicht bloße Nützlichkeitsbewägung, sondern Herz und Hochgedanken sprechen lassen, ist der Name Pestalozzi ein großer Trost. Sein Leben zeigt, wie trotz des Scheiterns äußerer Einrichtungen ein Mensch weiterwirken kann durch die Macht seines reinen Herzens und seiner Gedanken. Die Boshaftigkeit des Schicksals hat es gewollt, daß der Volksmann eine Erziehungsaufstalt für Kinder wohlhabender Leute hatte, ehe er sich zu seinem Schwanengesang auf den Reuhof zurückzog. Und doch durfte er der sein, der die Volksschule aller Länder von Grund auf umgestaltet hat.

Für das Volk wollte Pestalozzi von seinen jungen Jahren an leben und wirken. Theobald Ziegler hat ihn gekennzeichnet mit den treffenden Worten: „Ihn jammerte seines Volkes, das ist der Ausgangspunkt für die Pädagogik Pestalozzis.“ Zuerst hatte der junge Menschenfreund Rechte studieren wollen, um Volksanwalt zu werden und so den Armen zu helfen. Wenn er statt dessen auf den Reuhof zog und dort eine Armenanstalt einrichtete, so entsprach das seinen innersten Wünschen. Dem elenden Volk, den verwahrlohten Kindern wollte er aufhelfen. Dazu tummelte er sich von früh morgens bis spät abends unter den armen Geschöpfen, dazu schrieb er einen Teil seiner Bücher. Die Anzeige zu „Christoph und Else“ in den Ephemeriden sagt treffend: „Er sucht zu den Quellen des Elends und der Boshheit, die auf den Dörfern herrschen, hinaufzusteigen.“ Dort auf dem Reuhof erkannte er auch, daß die Ursache des Übels in der Schule liege. Den Baumwollen-Meyer läßt er in seinem großen Erziehungsroman wünschen, daß „die Schulen, welche bisher nur Mißbeete und Treibhäuser aller möglichen Fehler gewesen seien, mit allem Guten des häuslichen Lebens in engster Uebereinstimmung stehen.“ Schule zu halten, Schulmeister zu werden war darum seit den Jahren der französischen Revolution, die ihn zum Ehrenbürger machte, sein Ziel. In Burgdorf und Münchenbuchsee vor allem hat er seine Menschenbildungslehre schütlich begründet. Manchmal verlor er sich in „Methodenjägeri“, aber immer fand er sich wieder zurück zu seinem ureigenen Ziel, dem armen Volke aufzuhelfen. Dichte hat in seinen Reden an die deutsche Nation wahr von ihm gesprochen: „Er wollte bloß dem Volke helfen, aber seine Erfindung, in der ganzen Ausdehnung genommen, hebt das Volk, hebt allen Unterschied zwischen diesem und einem gebildeten Stande auf, gibt, statt der gesuchten Volkserziehung, Nationalerziehung und hätte wohl das Vermögen, den Völkern und dem ganzen Menschengeschlechte aus der Tiefe seines vermaligen Elendes emporzuhelfen.“ Pestalozzi war mehr als alle andern namhaften Erzieher seiner Zeit für die Volksschule befähigt; denn kein Basedow und kein Rousseau konnte von sich sagen wie der Rare in Christo Pestalozzi: „Ich litt, was das Volk litt.“ Es war nur ein abstoßender Ausdruck dieses Hinuntersteigen zu den Ärmsten, wenn er ungestimmt, in unfauberem Mod, ein Bild mangelnder Pflege, zwischen seinen Kindern sah oder wie ein zweiter Don Quixote auf seinem Schinder vom Reuhof über die

Stoppeln des Birkenfeldes hinüber zum Birkenhaus ritt, von den Leuten mit den Ausdrücken „Pestlenz“ oder „Vogelscheuche“ bedacht. Dies Unzumensliche ist alles abgefallen, geblieben ist sein Einwirken auf die Volksschule und ihre Lehrerschaft.

Diese Einwirkung auf die Volksschule ist zweifach, sie entfließt seinem Charakter und seiner Methode. Mit seiner Methode wurde Pestalozzi der Begründer eines elementaren Lehrverfahrens. Hatte Basedow den Lehrern eingeschlämmt: „Nicht viel, aber lauter nützliche Erkenntnis!“, so hatte Pestalozzi das bis heute wirksame Zauberwort entdeckt: „Von innen heraus!“ Damit wurde seine Methode für die armen Kinder, die Methode der Armut, für die gesamte Jugend ohne Unterschied des Vermögens die Methode zur Entfaltung der Kräfte. Fast alle methodischen Strömungen des 19. Jahrhunderts und manche Forderung der Arbeitsschule läßt sich aus Säben Pestalozzis ableiten, oft allerdings, nachdem die Forderung von anderer Seite her schon begründet ist. Der Grund hierfür ist in der Tatsache zu suchen, daß Pestalozzi immer wieder auf die Praxis zurückgriff, immer wieder selbst versuchte und erprobte. Nur wer sich dauernd im Berufsleben müht, die so selbstverständlich scheinenden Grundsätze von der Selbstentfaltung der Kräfte, der Methode des Vorwärtsschreitens, die sich an dem Geset des allgemeinen Entschlusses der Erkenntnis einen Wegweiser sucht, der Anschauung, der Harmonie der Kräfte und der Gemeinschaft durchzuführen, vermag den Reichtum der Pestalozzischen Erkenntnisse zu würdigen. So durchgreifend sind die in seinen befriedigenden systematischen Zusammenhang zu bringenden Gedanken, weil sie alle hinausgreifen über das bloß Schulmäßige. Religion und Sittlichkeit sind Pestalozzi nicht von der Natur des Menschen zu trennende Ideen. „Gott ist die nächste Beziehung der Menschheit“, hatte er in den Abendstunden eines Einsiedlers geschrieben, „die Religion muß die Sache der Sittlichkeit sein“, hieß es siebzehn Jahre später in den Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts.“

Dabei verzichtete Pestalozzi auf jeden Moral- und Katechismus-Unterricht, weil nach seiner Ueberzeugung Worte nicht helfen in diesen Dingen, sondern nur der Umgang und die Teilnahme. Wie sehr er sich aber in diesem Punkte gerade mühte, ebensolche Elemente zu finden wie für den Elementarunterricht, zeigt seine Uebersetzung aus dem Jahre 1804: „Ich habe das Ganze der intellektuellen Bildung, soweit ich zu gehen vermag, vollendet, mein ganzes Bestreben in Rücksicht auf meine Methode ist jetzt, die sittliche Bildung auf eben diejenigen Elementargrundsätze zu bringen, auf die ich die intellektuellen gegründet.“

Wenn er die sittliche Bildung nicht so begründen konnte, wie er es beabsichtigte, so hat er sie doch tief gegründet durch sein leuchtendes Beispiel. Man hat von dem Zug barmherziger Herzensliebe gesprochen, der ihn zum Fürsten unter den Lehrern gemacht hat. Sein Schüler Mitter, der große Geograph, hat ihn einen „echten Fänger Jesu“ genannt. In der Hingabe an die

Gemeinschaft hat der Vielgeprüfte das größte Beispiel gegeben, das uns aus dem Leben eines großen Erziehers bekannt ist. Ein Vater, lebte er in Pferten inmitten seiner Lehrer und Schüler, solange die gute Zeit währte, in der nicht der Zwist die Anstalt untergrub. „Vaterförmig und Kinderförmig, dieser Segen deines Hauses, Mensch, ist Folge deines Glaubens.“ So sagte er, so war es bei ihm.

Die Lehrer, die aus seinen Anstalten hinausgingen, breiteten diese Sinnesweise mit den Erfahrungen und Methoden Pestalozzis aus. Darum darf die Volksschule den Schweizer ihren Beseeler nennen. Wohl hatte bereits der Geist des Pietismus und der Aufklärung am äußeren Bau der Volksschule gearbeitet, die größte Vorarbeit war vielerorts in Deutschland getan; ihren lebendigen Geist bekam sie besonders in Preußen erst von Pestalozzi. Die Bedeutung dieser Tatsache für die allgemeine deutsche Geschichte bedarf keines weiteren Hinweises. Schon vor der Niederlage bei Jena und Auerstädt hatte Friedrich Wilhelm von Preußen einen Bericht über die Pestalozzische Methode eingefordert; aber man hatte damals niemand nach Burdorf geschickt. Es bedurfte des Unglücks und der Reden Fichtes, bis ein Schreiben des Freiherrn von Schrötter, des Leiters des preussischen Un-

terrichtswesens, die Entsendung einiger „Kgl. preussischer Eleven“ zu Pestalozzi bestimmte, „damit dieselben“ — wie es im Brief an Pestalozzi heißt — „den Geist Ihrer ganzen Erziehungs- und Lehrart unmittelbar an der reinsten Quelle schöpfen“. Der Freiherr von Stein sprach sich in seiner Denkschrift 1810 für die Pestalozzische Methode aus; Humboldt und Sivern führten nach Steins Entlassung die Grundsätze durch, unterstützt von Ludwig Ratorp. Preußen ist nur das auffälligste Beispiel eines Landes, das seine Schule befruchtete mit den Ergebnissen Pestalozzis. Die meisten nord- und westeuropäischen Länder, wie selbstverständlich die deutschen Bundesstaaten haben ihre Pestalozzianer. Wenn manche Saat aus diesem Garten erst spät aufging, so trägt in Deutschland ein gut Teil Schuld das Zeitalter Metternichs, das Pestalozzis Fortwirken ebenso hemmte, wie das von Jahn. Als ein Glück darf aber bezeichnet werden, daß nie so alles von Pestalozzi auf einmal mit elementarer Macht wirkte. Die Beeinflussung verteilte sich und wurde nachhaltiger. Sie ist erneut stark geworden mit dieser 100. Wiederkehr seines Todestages. Mögen ihn die Fachleute wie die Nichtkünstigen in gleicher Weise ehren, indem sie seinem Worte folgen: „Das, was ich soll, mache ich zum Gesetz dessen, was ich will.“

Otto Linde / Die Brion-Gräber zu Meissenheim.

Die Ausführungen Gustav Adolf Müllers und Gottlieb Graefs mögen noch durch nachstehende Erinnerungen meiner 82jährigen Mutter Lina Linde geb. Fischer, der letzten noch lebenden Urgroßmutter Friederikens, ergänzt sein.

Friederike Brion lebte nach dem Tode ihrer Schwester „Olivia“, Frau Pfarrer Marx, bis zu ihrem Hinscheiden bei deren Tochter Kleophe, Frau Pfarrer Andreas Fischer in Meissenheim, dem Nachfolger seines Schwiegervaters Marx auf der Meissenheimer Pfarrei, der Fischer vierzig Jahre vorstand. — Andreas Fischer besaß außer 8 Brüdern einen Sohn, Leopold Gustav Fischer, der als Stärkefabrikant in Durlach lebte, dort verheiratet war und, leidend geworden, in Meissenheim, wo er bei seinen Eltern zur Erholung weilte, starb. Nach seinem Ableben verzog seine Frau Mina, geb. Schaller (aus der Kunstmühle in Dinglingen stammend), mit ihren drei Töchtern Mathilde, Friederike und Lina auf ein noch von ihrem Manne in der Nähe der alten Heimat erworbenes Landgut in Dinglingen, woselbst der damals beim Handelshaus Stoeker-Fischer in Lahr angestellte Gehler freundschaftlich verkehrte und dabei alle noch erhältlichen Nachrichten über Friederike sammelte, sowie verschiedene persönliche Hinterlassenschaften, u. a. auch Kleidungsstücke der Großmutter (z. B. ein gelbseidenes Kostüm mit eingewebten grauen Trauben), für das Goethemuseum in Frankfurt a. M. sich erbat.

Gehler und sein Freund, der Schriftsteller Hugo Obermann aus Bonn, der bei der Firma Schauenburg in Lahr tätig war, ließen in einem Rundschreiben alle damaligen literarischen Größen zu Beiträgen für ein Schriftchen, „Das Friederiken-Album“, auffordern, mit dessen Herausgabe und Verkauf sie die Mittel für die Errichtung des Grabes und die Errichtung eines Grabsteines für Friederike zusammenbrachten.

Die 1917 verstorbene, damals 24jährige Tochter Friederike Fischer, spätere Frau des in Rastatt gestorbenen Stadtpfarrers Karl Bernig, diente wegen ihrer großen Rehnlichkeit in Gestalt und Gesichtszügen und mit ihren biden, blonden Flechten dem Bildhauer Wilhelm Hornberger in Mannheim als Kopfmödel — entgegen der Behauptung Müllers —, nachdem der alte Totengräber Hochenjos und die über 40 Jahre dem Pfarrer Fischer treu dienende Maria (genannt „Ma“) Vohrer die genannte Urgroßmutter als Friederiken am ähnlichsten aus ihrer Erinnerung heraus bezeichnet hatten.

Das Denkmal wurde im Juli 1866 feierlich eingeweiht. Eine Tochter Friederike Fischers, verheirateten Bernig, lebt als verwitwete Frau Ingenieur Mathilde Saur geb. Bernig mit drei Kindern in Freiburg. Ein Nachkomme der 8 Brüder des Andreas Fischer ist heute Bürgermeister in Meissenheim.

F. Jäger / Wassernutzung am Saalbach.

Im Kraichgau kommen keine größeren Wasserläufe vor. In gewöhnlichem Lauf und mit geringerem Gefälle fließen die zahlreichen Bäche durch dichtbesiedelte Wiesentäler dahin. Wenn daher in diesem Landstrich auch keine Wasserkraftnutzung in größerem Ausmaß in Frage kommt, so sind seine Gewässer in um so zahlreicheren kleinen Stauanlagen für gewerbliche Betriebe und zur Bewässerung der Wiesen der durchflossenen Gemarkungen nutzbar gemacht.

Seinen Ursprung hat sowohl der Saalbach, als auch der in Bretten mit ihm sich vereinigende Krehbach im Oberamt Maulbronn an den westlichen Ausläufern des Stromberges. Beide betreten oberhalb Bretten, der Saalbach 40,980 Km. und der Krehbach 5,457 Km. von der Mündung ab gemessen, das badische Gebiet. Nördlich der Landesgrenze heißt der Saalbach Weiskach und der Krehbach wird bis zum Altkirchensee Salza genannt. In einem allmählich sich vertiefenden Tale erreicht der Saalbach bei Bruchsal den Rand des Oberrheins und mündet nach Durchquerung der Rheinebene bei Philippsburg, der inmitten des Mündungsdelta liegenden ehemaligen Reichsfestung, in einen Altrheinarm. Von dem 220 Quadratkilometer großen Einzugsgebiet, an welches die zur Pfingz, zur Enz und zum Kraichbach entwässernden Landesteile sich anschließen, gehören 180 Quadratkilometer dem Kraichgauer Oberrhein, der Rest der Rheinebene an 50 Quadratkilometer liegen auf württembergischem Hoheitsgebiet. Der Untergrund des hügeligen Teiles der Niederschlagsfläche besteht im Quellgebiet und zu beiden Seiten des Oberlaufes aus Mergeln und Sandsteinen der Keuperformation, im übrigen aus Muschelkalk. Die auf dem Gestein lagernden Löss- und Lehmschichten sind die Ursache der starken Schlammführung des Baches bei Regenzeiten.

Etwa ein Viertel des Gebietes ist von Wald, größtenteils Laubwäldern, bedeckt. Im übrigen ist es meist fruchtbares Ackerland, welches hauptsächlich mit Getreide bebaut wird. In der Nutzung des Wassers kommt die Art der landwirtschaftlichen Bewirtschaftung in den zahlreichen Kundenmühlen zum Ausdruck. Befinden sich doch unter den 30 Wassertriebwerken des Saalbachgebietes 21 Mühlen. Auch die Dehnmühlen in Bretten und die Tabakschneidereien in Bruchsal geben einen Hinweis auf die Beschaffenheit des Bodens. In den Werken, von welchen heute noch die

meisten mit Wasserrädern angetrieben werden, sind 430 Pferdestärken installiert, wobei eine durchschnittliche Ausleistung von 270 Pferdestärken angenommen werden kann, während die gesamte Jahreserzeugung zu etwa 850 000 Pferdestärkenstunden berechnet wird.

Die Bewässerung mit Saalbachwasser, welches mit Hilfe von Wäfferschleusen oder auch unter Nütznutzung der Stauanlagen der Triebwerke nach den Grundstücken geleitet wird, erstreckt sich auf rund 750 Hektar Wiesenfläche.

In dem uralten Kulturland, in welchem sich auf Schritt und Tritt die Spuren früherer Besiedelung, besonders derjenigen unter der römischen Herrschaft, bemerklich machen, wurde das Wasser zweifellos schon in den frühesten Zeiten, abgesehen von seiner Verwendung für Verteidigungszwecke bei Kriegszügen zur Füllung der Wallgräben der besetzten Plätze des Tales, landwirtschaftlich und zur Kraftgewinnung verwendet. In der Altensammlung des Generalandesarchivs finden sich interessante Urkunden über die in den letzten Jahrhunderten ausgeübte Nutzung. In dieser Zeit ist nur ein kleiner Teil des Landstriches markträchtig badisches Hoheitsgebiet. Bretten und Heidelberg sind kurpfälzisch, Bruchsal und Philippsburg gehören zum Bistum Speyer. Schon im 16. Jahrhundert gibt es Vorschriften über die Handhabung der Bewässerung der Wiesen unterhalb Bruchsal aus dem Saalbach und dem von ihm abzweigenden Giegaraben. Darüber wird ferner anlässlich der Belehnung des Anton Cordes in Philippsburg mit der Reudorfer Mühle am 8. November 1756 gegen einmalige Entrichtung von 3000 Gulden und eine jährliche Abgabe von 100 Malter Korn, 15 Malter Gerste und 15 Malter Weiskorn in dem Erbbestandsbrief des Fürstbischöflichen Franz Christoph zu Speyer bestimmt, daß „eine gemeine nützliche Wiesen Bewässerung mit der Bruchsaler Bach bis Reudorf eingerichtet werde, also verbleibe Uns des Endes die Bruchsaler alte Bach alljährlich = 4 ganze Monat lang, nämlich den Mayum, Junium, Julium und Augustum hindurch zur freien unbehinderten Disposition, also zwar, daß, wann auch während solcher vier monatlicher Zeit das Wasser aus der Bruchsaler alten Bach gänzlich oder nur zum Theil der Erbbestands Mühlen entzogen, sofort auf die Wiesen ohnablässig getrieben würde, jedannoch der Erbbeständer einigen Nachlasses an dem schuldigen Erbpacht diesertwegen sich nicht zu erfreuen haben

solle" was auch den heutigen Verhältnissen im großen ganzen noch entspricht. Auch über die Spitalmühle in Bretten und über die Festschung des an die Herrschaft zu Gondelsheim zu entrichtenden Mühlzinses um 1700, über den Verkauf der Mühle in Helmsheim durch die Gemeinde im Jahre 1644 und die Zerstörung von Dorf und Mühle durch die Franzosen im Jahre 1689, über Streitigkeiten wegen des Staurechtes der mittleren Mühle in Seibelsheim im Jahre 1695, über die Niederbrennung von Seibels-

heim und der unteren Mühle durch die Franzosen im Jahre 1689, über die Genehmigung der Staurechtigung der von Bürenschen Mühle unterhalb Seibelsheim im Jahre 1748 durch die kurpfälzische Regierung und so weiter sind Urkunden erhalten.

Eine ausführliche Beschreibung der heutigen Wassernutzung am Saalbach findet sich in dem vor einiger Zeit erschienenen Heft 18 des badischen Wasserkraftkatasters, auf welches bezüglich weiterer Einzelheiten hingewiesen wird.

Karl Schrig / Wunderbare Errettungen.

Zwei Wieslocher Geschichten aus schwerer Zeit.

Wer kennt nicht jene merkwürdige Geschichte von der „sonderbaren Mauer"? In schweren Kriegszeiten 20a der Feind durchs Land und senkte, plünderte und mordete, wo er Widerstand fand. Auf einem einsamen, an der Heeresstraße gelegenen Gehöft erwartete man für die Nacht das Herannahen der gefürchteten Truppen. Es war tiefer Winter und lauter Sturm heulte über die Felder. Die Nacht brach an. Bald mußten die Horden und mit ihnen das Unglück, das Elend kommen. Die ganze Familie lag auf den Knien und flehte inbrünstig zu Gott, er möge sie vor diesem Uebel bewahren. Laut betete der Vater den 23. Psalm: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln . . . Du bereitest vor mir einen Tisch gegen meine Feinde . . ." Noch nie hatten sie mit solcher Andacht gebetet. Immer wieder wurde das Gebet wiederholt. Es mußte schon Mitternacht sein. Aber noch hatte kein Feind mit dem Gewehrkolben gegen die Türe geschlagen. Hörte man nicht ganz dumpf etwas, als ob Pferde vorüberstapften und Wagen vorbeirrollten, viele, viele, ohne Aufhören? Langsam frohen die Stunden weiter. Bald mußte der Tag nahen. Wenigstens zeigte die Uhr die Morgenstunden an. Immer ruhiger und ruhiger wurde es draußen. Bald drang kein Laut mehr an das Ohr der tief Geängstigten. Aber auch das Licht des Tages grüßte nicht durch die Ritzen der fest verschlossenen Türen. Als man ganz vorsichtig nachsah, — was war geschehen? Viel Schnee war gefallen, in der langen Nacht. Der Wind hatte allen Schnee gegen das Haus zu geweht, so daß es in der Nacht von der Straßenseite her ganz unsichtbar geworden war. Die Gefahr war vorüber. So hatte Gott das Gebet erhört und die Seinen durch eine Mauer von Schnee errettet.

Eine ganz ähnlich wunderbare Errettung durften die Einwohner von Wiesloch gegen Ende des 18. Jahrhunderts erleben. Die französische Revolutionsarmee hielt sich wieder einmal in unserer Heimat auf. Ihnen traten bei Wiesloch kaiserlich österreichische Truppen gegenüber. Am nächsten Morgen sollte es vor den Toren der Stadt zur Schlacht kommen. Die Pfälzer kannten den Krieg und seine Schrecken; sie hatten ihn ja schon so oft erlebt. Besonders von den französischen Soldaten hatte man nichts Gutes zu erhoffen, ob sie nun als Sieger oder als Besiegte in die Stadt eindringen. Die Einwohnerschaft war in größter Angst. Alles stüchelte mit den nötigen Habseligkeiten in die tiefen Keller, um dort auch bei der beginnenden Beschießung etwas geschützt zu sein. Welch Bild des Erbarmens war es doch in dem von Menschen überfüllten großen Keller des Amtshauses! Jammern, Klinderweinen, Nusen, Tränen, alles ging durcheinander. Doch als es Mitternacht wurde und die Kinder eingeschlafen waren, da fanden sich auch Stimmen des Gebetes. Laut und innig wurde Gott um Beistand angerufen. Mancher hat da seit langer Zeit zum erstenmal wieder die Hände gefaltet. Not lehrt beten! Doch der Herr hielt, was er versprochen hatte, als er sagte: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten!" — Auch die längste Nacht geht zu Ende. Doch keine Kanonen brüllten. Keine Schlachtrufe erschütterten die Stille. Schon waarten sich die Mutigsten aus dem sicheren Versteck heraus. Doch was sahen sie? Dichter Nebel bedeckte die ganze Stadt und das Tal, so daß man kaum drei Schritte sehen konnte. Ein Kämpfen war unmöglich. Im Schutze dieses dichten Nebels wechselte der Feind seine Stellung. Erst am andern Tag wurde es wieder hell und klar. Als der Nebel verschwunden war, war auch kein Franzose mehr zu sehen. Nur zwei Grabhügel auf freiem Felde erinnerten an das Geschehene. Und das kam so: Eine französische Reiterpatrouille überfiel einen österreichischen Vorposten, der von zwei Brüdern besetzt war, die bei den ungarischen Husaren dienten. In dem Kampfe wurden die beiden Brüder getötet. Im selben Augenblick sprengte aus dem Nebel heraus der Vater der Gefallenen, der Offizier beim gleichen Truppenteil war, und sah seine Söhne entsezt daliegen. Voller Schmerz und Grimm verfolgte er die drei Franzosen vom Kempfenfeld, wo dies geschehen war, bis dahin, wo heute der „Grüne Baum" steht, und damals eine Furt den Übergang über den Reimbach ermöglichte. Alle drei mußten ihr Leben lassen. Sie wurden, wie die Desterreicher, da begraben, wo sie ihr Leben ausgehaucht hatten.

Etwa hundert Jahre lang erzählten die Alten den Jungen die Geschichte von der wunderbaren Errettung der Stadt und den Soldatengräbern im Felde. Halb wurde sie als Sage, halb als wahre Begebenheit angesehen. Als um die letzte Jahrhundertwende viel gebaut und gegraben wurde, da fand man genau an der Stelle, die der Volksmund als letzte Ruhestätte der gefallenen Krieger bezeichnete, die Skelette der drei Franzosen. Auch von den zwei ungarischen Husarenräubern hat man eines bei Bauten in der Mühlgrasse gefunden. Ob die Gebeine des Bruders noch in der kühlen Erde ruhen oder ob sie schon früher ausgegraben wurden, ohne daß ihre Entdeckung verzeichnet wurde, wer weiß es? Nur der Allmächtige, der die Stadt so glütig vor dem Schlimmsten bewahrte und der auch heute noch Mittel und Wege hat, Wunder zu tun.

Aber noch von einer andern wunderbaren Bewahrung Wieslochs, die sehr an die Errettung des Kapitols in Rom durch die berühmten Gänse erinnert, weiß die Sage zu berichten. Oberhalb der Stadt liegt eine Anhöhe, der „Gänsberg" genannt. Dieser Berg soll seinen Namen folgender Begebenheit verdanken: Wieder einmal waren es die „Frankreicher", wie ein alter Bericht sie nennt, welche das an dem wichtigen Talaustrag gelegene Städtchen bedrohten. Was irgendwie zu vermeiden war, wurde in Sicherheit gebracht. Aber auch der Gänshirt war ein Mann, der sich seiner Amtspflichten bewußt war. Er brachte die ihm anvertrauten Schütlinge auf eine mit Sträuchern bewachsene, aber etwas abseits gelegene Anhöhe, wo er sie vor dem Feind, der besonders einen fetten Gänsebraten nicht verachtet, ganz sicher glaubte. Aber den Franzosen war das Herannahen der kaiserlich österreichischen Truppen bekannt geworden. Deshalb zogen sie nicht geradewegs auf das Städtchen zu, sondern erklimmten zuerst eine Höhe, um von dort aus Umschau nach den gefürchteten weißen Uniformen der Kaiserlichen zu halten. Als sie so ahnungslos den Berg hinaufkletterten, gerieten sie auf einmal ganz nahe an das Versteck der Wieslocher Gänse. Diese wurden durch das plötzliche Erscheinen der Soldaten berart aufgeschreckt, daß sie mit lautem Geschrei in einem riesigen Schwarm aus dem Gehäus herausbrachen und den Abhang herabflogen. Die Franzosen glaubten in ihrem ersten Schrecken nicht anders, als daß die Desterreicher in ihren weißen Uniformen mit Hurrageschrei zum Kampfe übergegangen seien. Sie wandten sich daher spornstreichs zur Flucht. Mit etwas Schadenfreude über die ganz unbegründete Furcht der Franzosen berichtet die Sage triumphierend, daß diese gelauten seien bis an den Rhein, ohne sich umzusehen.

So stellt der Berg, der heute den Namen „Gänsberg" trägt, ein wichtiges Denkmal jener unfreiwilligen Retter dar, die auch hier wieder — wie in Rom — unverdient zu Ruhm gelangt sind. Denn, genau gesehen, gebührt doch der Dank dem pflichtbewußten Gänshirten. Jedenfalls reißt sich diese Sage der ersten Geschichte insofern an, als auch hier der Lenker aller Dinge ganz einfache Mittel als Werkzeuge gebraucht hat, um den Menschen zu helfen und ihnen seine Allmacht kundzutun.

Margarete Wittmers / Zwei Gedichte.

Verschlungene Wege.

Folgen den verschlung'nen Wegen
Ohne Absicht, ohne Ziel,
Durch des Parkes grüne Wildnis, —
Ist es nicht ein holdes Spiel?

Und so gehen wir durch's Leben,
Suchen grübelnd Zweck und Sinn,
Während auf verschlung'nen Wegen
Einem dunklen Ziel entgegen
Wir doch wie im Traume zieh'n.

Begegnung.

So wie ein Stern aus fernen Himmeln fällt,
Aufstammend blüht, um rasch dann zu versprühen,
Ein stumm und flüchtig Grüßen erdenwärts,

So rührte deine Seele an mein Herz
Und streifte es mit raschem, heißem Glühen
Zu einem flücht'gen Gruß von Welt zu Welt.

Dann lösch es aus, und um uns wieder hängt
Die Dunkelheit, die Stern und Mensch umfängt.